

Komische Haare (Ausschnitt aus dem Roman „Ich war nicht da“)

Ein Idiot hat auf jeden Fall komische Haare, so wie ich. Koni fragte mich einmal ohne Ankündigung, als wäre ich ein Marsmensch und er hätte mich das erste Mal gesehen: Du siehst irgendwie aus wie ein Idiot. Du trägst eine idiotische Drahtbrille. (Die musste ich jetzt tragen, seit ich hier in die Schule ging. Das hatten sie, die Frau Lehrerin und der Schuldoktor, gleich festgestellt, dass ich irgendwie falsch und auch zu wenig sah.) Und was hast du denn eigentlich für komische rote Haare auf dem Kopf? Das war natürlich keine Frage, das war ein Vorwurf. Ein Vorwurf allerdings, bei dem man nicht wusste, weswegen man sich schuldig fühlen sollte. Es war nicht dasselbe, wie wenn einem die Mutter rügte, man habe schon wieder vergessen, die Kellertüre abzuschließen oder die Milch in den Kühlschrank zu stellen oder den Wasserhahn für das Warmwasser fester zuzuschließen, damit nicht die ganze Nacht unnötigerweise Warmwasser heraustropfe und so die Gasrechnung verteuere, die man ja sowieso kaum mehr bezahlen könne, weil man zu wenig Geld hätte, und man solle doch auch mithelfen beim Sparen, und man solle doch endlich auch einmal, nur einmal wenigstens, drandenken. Endlich, einmal, wenigstens. Ja. Da wusste man genau, was man falsch gemacht hatte. Aber komische Haare zu haben? Da hat man doch weder etwas vergessen, versäumt noch falsch gemacht. Haare sind einfach da.

Seit Koni diesen Satz gesagt hatte, waren sie allerdings anders da, meine roten Kraushaare. Früher waren sie da, wenn die Mutter sie wusch oder wenn der Frisör sie schnitt. Dann waren sie die, die man waschen oder schneiden musste, danach waren sie die Gewaschenen oder die Geschnittenen, die man sich im Spiegel anschaute und danach vergaß man sie wieder. Nun waren sie anders da, d.h. sie fielen mir auf, weil einer sie als komisch bezeichnete. Und das Komische – das war mir sofort klar – konnte man weder abwaschen noch wegschneiden. Es nützte auch wenig, wenn ich mir sagte, dass Koni ein großes A war. Denn erstens war Koni sozusagen der Chef und zweitens war Koni dauernd draußen im Hof anzutreffen. Koni aus dem Weg zu gehen hätte bedeutet, nicht mehr hinaus auf den Hof zu gehen und nicht mehr mit den anderen Fußball zu spielen oder was mit den Mädchen zu haben. Um Koni kam man nicht herum. Koni war überall. Und wenn er nicht da war, dann waren seine Doppel da. Chefs verdoppeln, verdreifachen, vervielfachen sich, damit sie auch da sind, wenn sie gar nicht da sind. Die Doppel marschieren einfach hinter- oder nebenher, hängen sich den Chefs an oder schweben mindestens in Hördistanz um sie herum und passen auf, dass niemand etwas gegen den Chef sagt. Hätte ich zum Beispiel zu Rietschi oder Pit gesagt, dass Koni ein A sei, dann hätte zum Beispiel ein Koni-Doppel Pit ganz sicher einen Stoß versetzt, so dass der zusammengezuckt wäre und ihm was ins Ohr geflüstert hätte, so dass Pit dann zu mir gesagt hätte: Pass auf, was du sagst. Und der Satz würde ja nichts anderes bedeuten, als dass er ankündigte, so schnell wie nur möglich, Koni Bericht zu erstatten, dass der und der gesagt habe, er, Koni, sei ein A. Und dann würde Koni – vor versammelter Runde natürlich – mich zur Rede stellen und dann würde ich alles abstreiten, aber das würde nichts nützen und dann würde er mir eine Packung in den Magen verabreichen. Die Gegend trifft er besonders gern beim Boxen. Hat er alles schon gemacht! Ist allen bekannt. Und dann würde ich mich am Boden krümmen und zu heulen beginnen. Und die anderen würden um mich und Koni herum stehen und wahnsinnig blöd grinsen, mich als Heulbub verlachen und niemand hätte Mitleid, jedenfalls würden sie es nicht zeigen, und schließlich schleppte ich mich nach Hause und natürlich wäre wieder keine Mutter da, so dass ich nicht einmal mehr Lust hätte weiter zu heulen, und ich müsste dann einfach vor mich hin stieren und irgendetwas kaputt machen oder etwas stehlen, zum Beispiel das neue Taschenmesser des Großen oder in die Stadt gehen und im Warenhaus Globus einen teuren Kugelschreiber klauen, einer von denen, die so silbrig glänzen und königsblau schreiben, und dann würde ich möglicherweise dabei erwischt, wie François Le Grand, dieser Lulatsch, mit Polizei und allem drum und dran, vor allem Muttergeschrei, was machst du mir doch immer so viel Sorgen, was soll ich bloß machen, und so weiter und so weiter. Das – lieber – nicht. Also, Koni ist kein A und meine Haare bleiben unwidersprochen komisch. Er sagte auch noch, dass meine Haarpracht auch aussehe, wie ein Insektenfänger. Eine Biene meint, da sei eine rote Blume und taucht ab ins rote Meer und findet nicht mehr raus. Ha, ha, ha. Und erst noch die Schnaken und die Fliegen und die Läuse! Komm mir nicht zu nahe mit deinem roten Läusemisthaufen!

Ich hab allerdings, das muss ich zugegeben, schon vor Konis Bemerkung mit den komischen Haaren ein problematisches Verhältnis zu meinen Haaren gehabt. Wenn ich nämlich zu Ritsch-Ratsch-Fetsch, das ist der Haareschneider, musste, dann war das schlimmer als schlimm. – So, du gehst heute gleich nach der Schule zum Herrn Fetsch. Haareschneiden! Ich habe dich angemeldet. – So machte sie es immer. Sie wartete nicht auf mein Einverständnis, denn sie wusste, dass ich es ihr nie geben würde, und meldete mich einfach bei Fetsch an. Dann musste ich gehen. – Ich will nicht zu Fetsch. – zu H e r r n Fetsch, bitte sehr. Keine Ausrede! Du schadest dir selber. Wieso schade ich mir, wenn ich nicht zum Frisör gehe? Es war jetzt gerade die Zeit, in der ich begann, hinter ganz viele Sätze meiner Mutter ein Fragezeichen zu setzen. – Und mir natürlich auch. Willst du das? – Wer will das schon, seiner Mutter schaden, indem er sie bloßstellt? Das war fies von ihr, aber was sollte ich dagegen tun. Ich wagte es natürlich nicht sie zu bedrücken. Sie sah ja wirklich schon ziemlich krumm gebeugt aus. Aber tüchtig war sie immer noch, enorm. Das war wirklich zum Heulen. Wie tüchtig die war. Und selbst wenn ich es wagen würde nicht zu Fetsch zu gehen, irgendwann würden mir alle nur noch Strubelpeter nachrufen, und dann müsste ich doch gehen, und Fetsch würde mit einem seiner dummen Sprüche im Salon herumflöten, so dass es alle hören konnten. – Aha! Le petit prince mit dem Fegefeuer auf dem Kopf geruht auch wieder einmal Figaro einen Besuch abzustatten, um seinen faulenden Heuhaufen durchzuzetteln. – Was ein Figaro bedeutete, war mir damals unklar, aber dass es Spott war, mit dem mich Fetsch begoss, war sonnenklar. Und das vor allen Leuten, die natürlich grinsten. Idioten! Idioten! Leider können mich diese Idioten nicht mehr hören.

Ritsch-Ratsch-Fetsch. Der Große und ich trabten oft zusammen bei ihm an. Der Ältere kommt zuerst dran, das ist die natürliche Reihenfolge, sagte Fetsch lächelnd. Jüngere haben zu warten. Hinten anstehen, aber bei mir darfst du sitzen. Damit wollte er bei mir punkten. Dummkopf. Ich hasste ihn. Mehr denn je. Ich begann jetzt Erwachsene außerhalb der Familie zu hassen. Ich wusste gar nicht, woher das kam. Eines Tages kommt der Hass und steht neben dir, tut so als wär er dein Freund, langt dir in die Brust und quetscht dir das Herz zusammen und lässt nicht mehr los.

Sitz! Wie zu einem Hund sagte Fetsch das. Dann saß ich auf einem der Stühle, die für die Wartenden aufgereiht waren, und vertiefte mich in eine der Zeitschriften. Die Schweizer Familie oder Die Schweizer Illustrierte. Ich blätterte die Hefte durch, besah mir die Fotografien und entzifferte ab und zu die darunter stehenden Sätze. Ich sagte nie ein Wort, nicht einmal, wenn mich Fetsch etwas fragte oder ein anderer Wartender. Er hat wieder einmal die Stimme verloren, nicht wahr, mümmelte Fetsch, (Er hatte den Tick nach jedem Satz ein „nicht wahr“ dahinter zu setzen und hielt das für obergescheit und totallässig; hier in der Stadt sagen alle immer lässig; das war ein sehr wichtiges Wort, wenn man dazugehören wollte.) und puffte den Bruder auf dem Coiffeurstuhl. Der nickte und sagte Ja, wahrscheinlich einfach, damit der Fetsch Ruhe gab und er auch nicht wollte, dass man über mich sagte, ich sei ein stummer Hund. Ich hoff’ das wenigstens. Aber bei einem älteren Bruder kann man diesbezüglich nie sicher sein.

Was wissen die schon von mir. Die haben ja keine Ahnung, wer ich wirklich bin.

Die Stimme verloren. Es war wirklich so, als hätte mir jemand beim Eintreten in Ritsch-Ratsch-Fetschs Käfig die Kehle rausgenommen und auch danach, mindestens eine Stunde nach vollbrachter Tat sprach ich eine oder zwei Stunden lang mit niemanden und machte mich auch sonst unsichtbar, indem ich zum Beispiel in die Hütte am Bahndamm verduftete. Verduftete – das ist hier wörtlich zu nehmen. Ich wollte diesen süßlichen Coiffeurduft so schnell wie möglich loswerden. Ich kam mir vor wie ein frisch gewaschener Hund, der, weil er sich nicht mehr riechen konnte, so verunsichert war, dass er daher dauernd nach hinten zu seinem Schwanz schauen musste, um sich zu vergewissern, dass sein Hinten nicht der eines anderen war. Aber der arme Hund meint tatsächlich, der Schwanz gehöre nicht zu ihm und daher rennt er immer im Kreis herum.

Manchmal setzte sich ein weiterer Kunde neben mich und wartete ebenfalls. Da war Fetsch froh. Mit dem konnte Fetsch endlich was Vernünftiges quatschen. Ich war auch froh. So vergaß Fetsch, dass ich da war. Und nicht selten kam es vor, dass er dann den neuen Kunden vor mir drannahm. Denn der hat es doch eilig und das verstehst du ja sicher. Wenn ich Tarzan oder Herkules gewesen wäre, oder auch Old Shatterhand oder Winnetou, das las

mein Bruder, wäre ich jetzt einfach seelenruhig auf den Friseursessel gesessen, hätte meinen Revolver gezogen und dem Fetsch unter die Nase gehalten: entweder bin ich jetzt dran oder du, aber

endgültig und für immer, oder mindestens wäre ich aufgestanden, hätte noch kurz, aber für alle sichtbar auf den Boden gespuckt, die Tür mit dem Fuß aufgestoßen und wortlos das Lokal verlassen oder ganz cool gesagt: Schneid dir den Kopf ab, Haare hast du ja keine mehr! Dazu muss man noch wissen, dass Fetsch den glänzendsten Glatzkopf hatte, den ich je gesehen hatte. Der glänzte so sehr, dass ich dachte, er hätte Schuhwischse drauf gemacht.

Es saß einmal ein Bauer oder etwas Ähnliches neben mir, der schimpfte über den zu tiefen Milchpreis, aber normalerweise waren es Arbeiter, die fluchten über die zu vielen Ausländer. Da meinte ich immer, sie fluchten über mich. Waren es die besser gestellten Herren, dann beschwerten sie sich über den mangelnden Ausbau des Straßennetzes, die hohen Steuern und vor allem über die Sozis und den Kommunismus. Das war ihr Lieblingsthema. Und auch Fetsch geiferte da gerne mit. Der Kommunismus war und ist eine große Gefahr. Jawohl. Die größte in unserer Zeit. Man muss ihn überall und immer bekämpfen. Mit allen unseren Kräften. Auch bei uns. Da glühten sie ganz vor Eifer. Und am liebsten hätten sie gleich losgeschlagen. Ich wusste nicht, was der Kommunismus genau war. Es war eine Gefahr. Sie fürchteten sich davor und sie liebten diese Gefahr. Man konnte das Gefühl bekommen, sie wären betrübt, wenn es die Kommunisten nicht mehr gäbe. Sie brauchten diesen Feind. Wenn man sie so reden hörte, dann gab es überhaupt nur Freunde und Feinde und Fronten, Überläufer, Verräter, gute Spione und falsche und solche hinter dem Vorhang und die anderen davor und die, die links oder die, die rechts stehen, und die dazwischen mussten sich entscheiden und sich einreihen. Entweder und Oder. Es durfte kein Dazwischen geben. Die Welt wurde eng. Man musste aufpassen, dass man nicht dazwischengeriet. Das spickte einige aus dem System. (System, das Wort war ein Koloss für mich. Sehr kolossal.) Denen sagten sie Außenseiter. Das Wort erinnerte mich an Seitenwagen. Das waren einrädrige kleine Wägelchen wie Wiegen, die an schwere Motorräder angeschraubt waren. In so einem Seitenwagen wäre ich gerne mal gefahren. Mit einer Schutzbrille, einem Helm aus Leder und einem wehenden blauen Halstuch wegfahren in die Nie-Wieder-Zurück-Kommen-

Welt. Adieu. Als ich das erste Mal einen Seitenwagen sah, da meinte ich, man könne damit vielleicht auch fliegen. Jedenfalls sah es so aus. Es brausten zwei Piloten an mir vorbei. Der Seitenwagen sprang sicher zehn Zentimeter über der Straße hinein ins Abenteuer, das auf der anderen Seite der Erde stattfand. Die Abenteuer finden ja immer woanders statt.

Fetschs Haarkammer war klein. Wer eintrat, kam sich sofort wie ausgestellt vor. Denn man blickte ohne es zu wollen in einen der zwei großen Spiegel, die auf der gegenüberliegenden Wand hingen. Es kam mir hier drin alles viel heller als üblich vor. Jedenfalls ließ mich das Gefühl nie los, als stünde ich im Scheinwerferlicht und alle Blicke seien jederzeit auf mich gerichtet. In Fetschs Salon fühlte ich mich auch immerzu aufgefordert, zu beurteilen, ob ich überhaupt und falls ja, wie schön bzw. wie ansehnlich oder wenigstens sauber und ordentlich war. Ich fand mich aber immer verbogen, in die Länge gezogen, mit leicht schielenden Augen, die aber auf jeden Fall zu nahe beieinander standen, (Die Brille zog ich natürlich schon aus, bevor wir drin waren.), mit abstehenden Ohren, schiefer Nase, und vor allem war die immer, wirklich jedesmal, zu krumm, und dann natürlich die roten Kraushaare, diese immer lodernden Flammen, der faulende Heustock.

Es gab sogar Leute, die konnten sich im Spiegel zulächeln. Das kam für mich niemals in Frage. Ich wollte mich gar nicht sehen, eigentlich. Ich wollte ja gar nicht da sein. Ich war auch immer wieder erstaunt, wie kindlich mein Gesicht im Spiegel anzusehen war. Der Junge im Spiegel schien mir weit jünger als der Junge, als der ich mich fühlte. Ich wollte mich daher immer von mir abwenden und blickte überall hin, nur nicht auf mich. Das gelingt natürlich überhaupt nicht, wenn eine ganze Wand nur aus Spiegeln besteht. Sein Spiegelbild kann man bei Frisör einfach nicht ignorieren. Beim Warten beobachtete ich die anderen und stellte fest: Keinem fiel es leicht, in den Spiegel zu schauen. Besonders die groß Gewachsenen standen sehr verlegen da, bevor sie sich nach der viel zu langen Begrüßungszeremonie, wie steht's, wie geht's, endlich setzen konnten. Ich fand, sie sähen aus wie am falschen Ort aufgestellte Türme. Dass sie sich genierten, war offensichtlich. Nur hatte ich noch nie einen Erwachsenen gehört, dass er das auch gesagt hätte. Das ist das Seltsame. Mit solchen Gedanken geht man offenbar allein in der Welt herum.

Vor den Spiegeln standen die obligaten hohen Stühle, auf denen man tatsächlich wie auf einem Thron saß und die – das war eines der einzigen Vergnügen im Fetschs Coiffeursalon – drehbar waren.

Freilich konnte man sie nicht selber drehen, denn Ritsch-Ratsch-Fetsch, der Herr über alle Fläschchen, Tuben, Döschen, den kühlenden Zerstäuber, die langen und die kurzen Scheren, die Scheren mit den Zacken und die bedrohlichen Rasiermesser mit samt dem ledernen Riemen, an dem er das Rasiermesser rauf und runter zog, um es zu schleifen, ließ seinen kaum zwanzig Quadratmeter großen Thronsaal nie allein.

Am Boden lagen die abgeschnittenen Haare, die er aber nach jedem Schnitt sofort wegwischte bzw. in ein geheimes Loch im Unterboden schob.

In Fetschs Salon bestand ich also zur Hauptsache aus rotem Kraushaar. Komisches. Überall hatte ich so kleine Haarringel, Zöpfchen, an denen man ziehen konnte. Immer wieder hörte ich die Frauen sagen, es zucke sie in den Händen und sie wollten mir ihre Hand auf meinen Kraushaarteppich legen oder mir durchs Haar zu fahren, nur ganz kurz. Als wäre das ein besonderes taktilen Sinneserlebnis und als könnten sie dabei eine einmalige, exquisite Erfahrung machen. Auch Fetsch fuhr mir immer wieder durchs Haar und halb bewundernd, halb abgestoßen von der krausen Haarpracht. – Was hast du bloß für Haare! – Dann machte er mir das Haar nass, nahm die Schere und mit wenigen Schnitten stutzte er mich zu einem herausgeputzten Pudel zurück. Ich kam mir dabei kahl und nackt vor, wie die gescherten Schafe, mit denen ich immer enormes Mitleid hatte. Und hinterher roch ich wie ein ganzer Coiffeurladen. Ein süßlicher Geruch, den man eine Zeitlang nicht mehr losbekam und für den man sich irgendwie – man wusste nicht warum – schämte. Man hatte, wie gesagt, plötzlich etwas an sich, das nicht zu einem gehörte. Und für mindestens zwei Stunden saß ich, wie gesagt, irgendwo draußen und ließ mich vom Wind und Wetter entstäuben, entduften.

Der Vater hatte rotes Haar, aber niemand in der Familie hatte krauses Haar, selbst die Mutter nicht. Die hatte, glaube ich, in ihrer Jugend ja auch Locken gehabt hatte. Jetzt hat sie keine Locken mehr, höchstens größere Wellen. Sie hatte aus ihren Locken Wellen gemacht, denn sie wollte eine Frisur haben, keine Locken. Das musste sie. Denn eine neue Zeit brach ja an: Und eine neue Zeit braucht eine neue Mode: Machen Sie sich eine neue Frisur. Machen Sie aus sich einen neuen Mensch. Machen Sie aus sich etwas. Etwa so stand es in den Heften von Fetsch. Das kam ihr entgegen, denn ohne die Locken konnte man ihr ihre italienische Herkunft nicht so ohne weiteres ansehen.

Wir hatten die Mutter nie anders als mit einer aufwändigen Frisur gesehen. Immer eine gute Frisur zu haben, das war ihre tägliche Herausforderung. Am Morgen machte sie also etwas aus sich. Da musste sie dann den ganzen Tag auf die Frisur achtzugeben. Sonst konnte es ja geschehen, dass sie nichts mehr war. Manchmal band sie sich ein Tuch über, einfach weil sie fürchten musste, dass Regentropfen auf die Haare fielen. Und Nässe, das war Gift für die Frisur. Waren die Haare einmal richtig durchnässt, so war es unvermeidlich, dass sie sich in kleine und kleinste Löckchen verquirlten. Da sah man, dass auch sie ursprünglich gekraustes Haar besaß, und also italienisch war. Und dann war nicht gut Kirschen essen mit ihr. Sie war launisch, nichts mehr war ihr recht. Man konnte froh sein, wenn sie sich ins Bett legte und ihre ungewollte Verwandlung in das hässliche italienische Entlein mit Kraushaaren in der Lektüre eines Liebesromans vergaß.

Komische Haare sind viel schwieriger zu vergessen als geschnittene Haare. Obwohl die auch immer schwierig zu vergessen waren, weil ich es hasste, wenn Fetsch nach beendeter Schnipselei fragte „Und gefällt es dem jungen Herr?“, dann wollte ich ihm immer am liebsten sagen, genau so wie dem Koni, A, A, A, drei mal A, aber nein, man sagt Ja, und geht schnell aus dem Laden und dann bläst einem der kalte Wind durch das frisch geschnittene Haarfeld und man hat Hühnerhaut auf dem Kopf und verflucht den Frisör, A, A, A, und tröstet sich damit, dass die Haare wieder schnell nachwachsen und so vergisst man auch relativ schnell, dass man Haare auf dem Kopf hat.

Das Komische bei den komischen Haaren kann man nicht wegschneiden. Das ist eher vergleichbar mit den Haarläusen. Die kriegt man auch so schnell nicht ab. Haarläuse sind wahnsinnig hartnäckig, ein Schande und erst noch zahlreich. Wie die Konis! Sie vermehren sich genau so schnell wie seine Chefallüren. Und wenn man glaubt, man sei sie losgeworden, so hat man ganz sicher irgendwo eine Nisse übersehen und alles geht von Neuem los.

Seit Koni, dieses A, dem ich nicht A sagen darf, mir die komischen Haare angeschwätzt hatte, musste ich mich abends und morgens, und manchmal

auch mitten am Tag, im Spiegel anschauen. Bisher hatte ich nur immer in den Spiegel geschaut und mir dabei zugesehen, wie ich Grimassen schnitt. Beim Grimassenschneiden war ich jeweils ziemlich schnell immer ein anderer. Wenn ich jetzt das Komische meiner Haare zu begreifen suchte, dann begegnete ich mir auf eine unangenehme Weise. Nur sich allein im Spiegel sehen, als der mit den komischen Haaren. Das war unerträglich. Ich musste befürchten, dass ich von nun an, das Komische nicht mehr wegdenken konnte. Es ging auf jeden Fall auch dann nicht mehr weg, als ich begann, es mit komischen Grimassen unsichtbar machen zu wollen. Mir war so wahnsinnig unheimlich zumute, dass ich mich vom Spiegel abwenden musste. Eine Zeitlang vermied ich es, in den Spiegel zu sehen. Mein Haar konnte man nur schneiden. Kämmen war unmöglich. Niemand konnte mein Haar kämmen. Nicht einmal ich. Es fiel nicht herab, es stand nur ab. Die Haare entfernten sich sozusagen von meinem Kopf wie gequirelte Spiralen oder Speichen, die um eine Radnabe herum ein Rad bildeten. Die Nabe ist mein Kopf und der war tatsächlich wie bei einem Rad im Vergleich zu meinem Haarrad klein, eigentlich ein Knopf. Und wenn ich lange nicht zum Haarschneider ging, standen sie hinaus, wie Speichen eben, oder Radian. Einzahl Radius. Schule. Oder wie Vektoren, das sagte Pat, der Klugscheisser, der, leider, wirklich so viel wusste, wie er vorgab zu wissen. Was sind Vektoren? Pfeile, kurze und lange. Je länger sie sind, desto weiter kommen sie, wenn man sie abschießt, wenn du weißt, was ich meine. Ich wusste nicht genau, was Pat meinte. Noch am Nachmittag desselben Tages traf ich auf Koni und seine Leute und Koni sagte dann auch: Stimmt. Er hat Haare wie Vektoren. Alle lachten sie dieses Überlegenheitslachen. Aber ich bin überzeugt. Die wussten nicht, was Vektoren sind.